

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 40

Artikel: Unverständliches
Autor: Stürmi
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-649014>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ab und zu gern einen wohlgemeinten Rat. So wurde denn ins Unteroffizierszimmer geschrieben:

„Bergiß nie d'Mäß —
Brüel nid so räp!“

Und zum Schluß weist der Soldatendichter dann doch in allem Ernste wieder hin auf das, was den letzten Soldaten erfüllen muß:

„En Armee mueß tüchtigi Soldate ha.
Mier müesse alli zämeha
Wenn's Schwyzerhuus söll bliibe stah!“

und derber aber umso träfer:

„Aus unsern harten Bernergründen
darf nie die Zuversicht verschwinden!“

Am Sonntag treffen sich die Mannen mit ihren Familien, mit Frau und Kindern, mit der Braut und all den Lieben, denen tagein, tagaus das Denken und wohl die Sehnsucht gilt. Und wenn beim Mittagessen der Speiseraum einem großen Familienrestaurant gleicht, dann sieht man so recht, welch große Gemeinschaft unser Volk im Grunde ist. Vor uns steht der erste Kriegswinter, möge die gute Stimmung, da und dort ein loses Wort, ihn überdauern helfen zu einem Frühling, der nichts mehr weiß von Krieg. R.

Unverständliches.

Die ganze Armee ist unter die Fahnen gerufen. Mit dem Eid hat jeder Mann geschworen, selbst mit dem Leben für die heilige Erde der Heimat einzustehen. Jeder Soldat bringt dem Staate große Opfer, Einzelschicksale verschwinden, es geht um alles. Das hat jeder anständige Bürger begriffen und versucht auch an seinem Platz, mit seinem Einsatz zu helfen. Trotzdem gibt es einige wenige, welche aus der Mobilisation und dem Krieg ihre eigene Kasse füllen möchten — um es frei herauszusagen. Diese Sorte Patrioten müssen sich gar nicht wundern, wenn sie sich das Mißfallen oder gar den Haß der Bevölkerung und auch der Soldaten zuziehen. Denn das Auftreten dieser Kriegsgewinnler ist gerade bei der Truppe selbst erbärmlich und traurig.

Schon am ersten Mobilisationstag tauchten da und dort Händler mit Luguswagen auf, die den durstigen Soldaten verschiedene Sorten von mehr oder weniger gefärbtem und mit Fruchtfaß vermischem Wasser verkauften. Besonders unbeliebt machte sich ein Händler im Dählhölzliwald, der eine kleine Flasche eines roten, wertlosen Mineralwassers für 50 Rp. verkaufte und daran mindestens 100 % verdiente. Trotz dem enormen Absatz war das Wasser nicht gekühlt und vermochte den Durst nicht zu löschen. Um ja recht viel absetzen zu können, wurde zum Beispiel Soldaten, die mit großen Geldstücken kamen, nichts verkauft, um ja keine Zeit mit Wechseln zu verlieren. Unsere Soldaten waren an diesen heißen Mobilisationstagen sehr durstig und auf diese Mineralwasserhändler angewiesen. Dieser Umstand allein wurde von diesen nur auf Gewinn bedachten Herren (und auch Damen) ausgenützt.

Noch ein anderer Fall, der sich irgendwo in einer kleinen, mit Truppen belegten Ortschaft abspielte, und sicher auch noch den Schweiz. Wirteverein beschäftigen wird. In der fraglichen Ortschaft sind über tausend Mann einquartiert. Im Orte selbst gibt es zwei Wirtschaften, die natürlich sehr stark besucht werden, da ja unseren Soldaten keine andere Wahl bleibt. Es wurde hier langsam bekannt, daß sich gerade die größte der beiden Wirtschaften sehr auf den Gewinn eingestellt hatte. Erstens fehlte es an festen Preisen. Einmal kostete eine Wurst mit Brot 70, 80, oder gar 90 Rp. Auch die Weinpreise waren nicht fest und änderten täglich. In Zeiten des größten Verkehrs wurde die Auflage der Schinkenbrote für 80 Rp. immer kleiner. Für eine Flasche Bier wurde ohne Glas 50 Rp. und mit Glas 60 Rp. verlangt. Trank aber der Mann mehr als eine Flasche, wurde ihm dieser Zuschlag trotzdem er doch nur einmal ein Glas bezog, jedesmal berechnet. Das Servierpersonal ging darauf aus, es auf die Reklamation der Soldaten ankommen zu lassen und verkaufte auch das Bier ohne Glas für 60 Rp. Besonders drastisch wurde das traurige Gebahren an einem Sonntag, kurz nachdem unsere Soldaten den ersten Sold empfangen hatten. Ein bekannter Hotelier aus Bern spendete einer Gruppe Soldaten, die ihm persönlich unbekannt war, spontan eine Runde

Flaschenbier; fragte die Serviertochter, ob die Herren schon bezahlt hätten, diese verneinte, obgleich sie kaum zwei Minuten vorher bei der lassenden Soldatengruppe den Betrag eingezogen hatte. Es handelte sich hier um fünf bis sechs Flaschen, die doppelt bezahlt werden mußten. Ein ähnlicher Fall ereignete sich bereits vorher schon einmal in der gleichen Wirtschaft. Viele Kleinigkeiten deuteten darauf hin, daß man hier an diesem Sonntag förmlich darauf ausging den Soldaten den Sold aus der Tasche zu ziehen. Es herrschte ein riesiger Andrang, fast alles wurde nur noch auf Papptellern serviert, und die Portionen wurden zu gleichbleibenden hohen Preisen immer kleiner. Auch ohne Glas wurde versucht für das Flaschenbier 60 Rp. zu verlangen. Der anwesende bernische Hotelier hat darauf eine der Serviertöchter gehörig zurechtgewiesen, trotzdem wurden diese traurigen Machenschaften nicht abgeblasen. Ein Unteroffizier, der von Soldaten auf dieses Treiben aufmerksam gemacht wurde, und während zwei Stunden den Betrieb studierte und beobachtete, mußte sich von den Angaben der Soldaten überzeugen und erlaubte sich, die allzugeschäftige Wirtin höflich und anständig darauf aufmerksam zu machen und um Abhilfe zu ersuchen. Dieser Unteroffizier, der es bestimmt nur gut mit seinen Soldaten meinte und für eine gerechte Sache eintrat, wurde von der Wirtin übel angefahren, — ja es wurden ihm die Bestecke abgeräumt und Weisung gegeben, ihm nichts mehr zu servieren.

(Nachträglich sei nun erwähnt, daß auf Anordnung der Heerespolizei die Preise offen angeschlagen und teilweise bedeutend herabgesetzt wurden. Doch auch jetzt gibt es noch Klagen.)

Es geht nun hier nicht um die zuviel verlangten 10 Rp. oder um eine kleinliche Kappenspalterei, die doch immerhin bei den an einem Sonntag verkauften 1100 Flaschen einen guten Betrag ausmachen. Es handelt sich hier um die Einstellung gegenüber der Truppe und ihren Opfern im Dienste der Heimat, die nicht zur ungerechtfertigten Bereicherung einiger von der Einberufung verschonter Zivilpersonen dienen soll. Allein der bewußte Versuch, mit unseren Behrmännern verdienen zu wollen, ist ein trauriges Verbrechen.

Es ist sehr traurig über solche Vorfälle schreiben zu müssen, aber es ist wichtig, einmal mit dem bekannten Zaunpfahl zu winken. Denn so vereinzelt diese traurigen Wichte der Gewinnler auftreten, rufen sie doch unter den Soldaten oft große Erbitterung hervor. Die Kommandos geben sich alle Mühe, solchen Vorfällen zu steuern, doch können diese geschäftstüchtigen Unternehmern nicht immer sofort entdeckt werden.

Jeder, der sich heute aus der geschlossenen Abwehrfront unseres Volkes selbst ausschaltet, und da glaubt, mit unseren Soldaten und aus der ersten Tatsache der Generalmobilisation persönliche Geschäfte zu machen, ist eine der traurigsten Kreaturen im Vaterland. Dies als Warnung an alle, die es angeht. Damit Schluß dieses traurigen Kapitels. Stürmi.